

lampe etwas verdunstet die hohen, vollkommen kahlen Wände und die wackligen eisernen Bettgestelle sah, flüsternd und furchtsam, dies sei eine Räuberherberge. Aber wie wohlthuend war es doch, einmal für Stunden ohne alltägliche Bequemlichkeiten, geradezu dürftig zu hausen, wie romantisch und lehrreich! Wir schliefen vortrefflich, während vor den Fenstern die Grillen noch lange musizierten und die Birken im Heidenachtwind flüsternten. Und als der Morgen kam, war er so frohsinnig und sonnenhell, daß wir nicht lange zögerten, sondern unsere Entdeckungstour durch die Kamenzener Heide voll Wanderfreude fortsetzten.

Hinter dem Orte Weißig, der hübsch und aussichtsreich auf einer letzten Anhöhe liegt, beginnt nun tatsächlich die Heide, so wie sie im Buche steht, mit Sand, Kiefernforsten und stummer Einsamkeit. Sie ist eintönig, ja, aber bei weitem nicht langweilig. Dort, wo jetzt die Landesgrenze verläuft, stießen wir auf uralte, rätselhafte Erdwälle, verwachsen und von einer tausendjährigen Decke von Kiefernadeln eingehüllt und abgerundet. Geraume Zeit gingen wir bald auf, bald an ihnen entlang. Sie waren meist deutlich in dreifachem Gürtel angelegt und nach Norden besonders abgeköpft. Von Norden her kam also damals, in sagenhaftem Zeitalter, ein Feind. Wer war es? Wer waren die, die sich so machtvoll und mit solch erstaunlichen Mitteln — diese Grenzwälle sollen ja, wie ein Forscher behauptet, von hier bis in die Gegend von Marklissa reichen! — zur Wehr gesetzt haben? Wann spielten sich solche Kämpfe ab? Das alles sind Fragen, die uns Wanderern hier niemand beantwortet, mag also die Phantasie ungehindert spielen.

Hinter den Wällen, auf sächsischer Seite noch, sind kleine Gewässer tief in den Sand eingesenkt; stumm und verlassen ruhen sie in der heißen Mittagsonne. Teiche sind es eigentlich nicht; denn sie wurden weder von Menschen in Stand gehalten noch zur Fischzucht benutzt. Man nennt die sonderbaren Heidewässer Jesors, und der Name bleibt dem unverständlich, der nicht in einer slawischen Sprache Bescheid weiß. Jesor heißt im Wendischen wie im Tschechischen See (jezor = jezor). Aber ist auch dies nun klar, so bleibt doch alles dunkel, was ihren Ursprung betrifft. Hat hier, wie manche meinen, der Riesengletscher der Eiszeit seine Spuren hinterlassen? Oder haben die unbekannteren Erbauer jener Wälle hier den Boden ausgehoben, um ihn dort aufzuschütten, und die langgestreckten Mulden füllten sich dann selbst mit Grundwasser? Ich möchte mich zu der letzteren Ansicht bekennen. Jedenfalls saßen wir gedankenvoll lange Zeit an dem einen kleinen See, dem Schwarz-Jesor, und beobachteten den reglosen Spiegel, über dem eine seltsame dunkle Traurigkeit lag trotz des hellen Tages, trotz des mannigfachen pflanzlichen und tierischen Lebens. Die großen glatten Blätter der Seerose, die auf dem Wasser lagen, waren trübpurpurn gefärbt. Von den zahlreichen schwimmenden Inselchen, den Anzeichen einer unaufhaltsamen Versandung des Jesors, nickten die schneeigen Büschelfähnchen des Wollgrases und die weißen Blütentrauben des Bitterklee. An den sumpfigen Ufern begannen die rotbewimperten „fleischfressenden“ Blättchen des Sontanaues sich zu strecken. Libellen schwirrten hin und her. Eintönig, doch unermüdlich quarrten die grünen Fröschelein, wohlthig mit den goldumrandeten Auglein blinzeln. Weit, unendlich weit weg waren die lauten Straßen der Welt!

*

Näher der betriebsamen Welt fühlt man sich allerdings wieder, wenn man aus dem Heidewald heraus plötzlich an den Rand der Kohlengrube tritt. Wir sehen die „Grube Clara III“ bei Zeißholz. Wie hat der Mensch hier mit rauher Hand zerstört, gewühlt, aufgebrochen, was die Natur Tausende von Jahren verhüllt und schützte! Eine tiefe, breite Wunde trägt hier der Leib der Erde, und werktags bohren und nagen die Maschinen immer weiter, kalt,

schonungslos, dem Befehl der Menschen gefügig, die auch wieder von ehernen Gesetzen der wirtschaftlichen Notwendigkeit angetrieben werden. Das eine ist sicher: wenn einer vor solch einer Kohlengrube steht und es nicht über sich gewinnt, die technische Leistung der Menschen zu bewundern, so sollte er doch nicht bitter oder sentimental werden, sondern seine Gefühle dann lieber ganz ausschalten und sich ohne Säumen abwenden. Es wird ja auch nicht planlos gewüstet, nein, die abgebaggerte Erde wird an der anderen Seite der Grube wieder aufgeschüttet und nach und nach sogar aufgefördert. Solch eine Braunkohlengrube hat nicht das ewige Leben, bei so intensiver Ausbeutung ist sie rasch erschöpft, und was wird sich in 50, in 100 Jahren dem Auge des Wanderers bieten? Eine weite, flache Mulde, in der Kiefer, Ginster und Heidekraut längst wieder ihr Heimatrecht zurückerobert haben, und das wohl für immer; denn wie sollte der Mensch diesen unfruchtbaren Heidesand anders noch auswerten?

Auf Sand gebaut haben die Heideleute von Zeißholz ihre Häuschen nicht bloß in tatsächlichem, sondern auch in bildlichem Sinne. Die meisten ihrer Heimstätten sind dem Tode geweiht, die Grube wird sie fressen, sie lauert schon am Dorssaum. Nirgends in der Gegend sieht man so viele uralte, baufällige, strohgedeckte Hütten wie hier, die sichtlich, absichtlich verwahrlost sind. Was sollen Ausbesserungen, Neubauten, da doch keiner weiß, wie lange er hier noch haust? Drüben, von gesichertem Waldhang her, schimmern die neuen weißen Steinhäuser der Grubenarbeiter; etwas spöttisch blicken die frischen roten Dächer auf die geduckten, morschen wendischen Hütten herab; fed springt seelenlose Radiomusik aus Wirtshausfenstern. Hier hat die alte Poesie der Heide aufgehört, hier wird die Heide langweilig, sinnlos, stumpf.

Eigenartig genug ist auch der Eindruck, den man von der „Saxonia“ gewinnt, zu der wir am Nachmittag durch schönen, heißen Kiefernwald gehen. Auf Saxonia grub man vor etwa 30 Jahren ebenfalls noch nach Braunkohlen, aber ausnahmsweise in regelrechtem Bergwerksbetrieb. Eines Tages zersprang das Kesselhaus, und man beschloß darauf, die Schürfungen ganz aufzugeben. Man findet heute dort, vereinsamt mitten im Walde, nur einige Arbeiterkasernen, dazu ein paar kleine häßliche Häuser und eine nüchterne Kantine. Man findet aber außerdem noch ein zerwühltes, um und um geworfenes Gelände, in dem Gruppen junger Birken sich angesiedelt haben, findet Trümmerbrocken zerstörter Gebäude, rostiges Eisen und schließlich, durch primitive Einfassungen gesichert, die Schächte des verlassenen Bergwerkes. Sie sind mächtig und rund, mit Ziegelsteinen ausgemauert, wie sehr tiefe, halbverschüttete Brunnen, und es dauert einige Sekunden, ehe der Stein, den wir hineinwarfen, unten im Grundwasser aufklatscht. Die Menschen, die hier wohnen, sind kleine Heideleute, man sieht es auf den ersten Blick. Sie scheinen uns irgendwie fremdartig und wurzellos, wie sie so im Grafe neben ihren armseligen Unterküften hungern und uns nachstarren. Ja, dieser Erdenfleck ist zerstört und geschändet auf lange hinaus; wir werden ein inneres Grauen nicht los, solange wir durch diese Wüstenei streifen.

Doch kaum haben wir Saxonia hinter uns, um gen Bernsdorf zu wandern, so sind wir wieder ausgeföhnt und entschädigt. Der Wald weicht zurück, das Gelände ist in Wellen gefaltet, die über und über samtgrün sind von Heidekraut, und hangauf, hangab tänzeln junge, maigrüne Birken. Das ist ein Bild aus der Lüneburger Heide, und wenn wir im Spätsommer wiederkommen, so wird dies Stück Erde in duftigem, rosenrotem Schimmer strahlen und frohlocken. Und siehe, die Birken, die heute so jugendfrisch unter einem vergißmeinnichtblauen Frühlingshimmel atmen, sie winken, winken mit ihren hellen Feibern und ihren lichtgrünen Häuptern, winken uns fröhlich zu: Kommt wieder! Kommt wieder!